

3.2 Erzähltheorie

Erzähltheoretische Überlegungen wurden in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen (und demzufolge mit je unterschiedlichen Zielsetzungen und Resultaten) angestellt. Man kann sich das vielleicht ähnlich vorstellen, wie die sog. »kognitive Wende«, die Resultat einer Umorientierung in Teilen mehrerer Wissenschaften gleichzeitig war und zur Herausbildung der »Kognitionswissenschaften« führten. Ob eine ähnliche »narrative Wende« ansteht – oder sich gar »Narrationswissenschaften« etablieren –, darf dagegen weiterhin als offen gelten (vgl. Billmann-Mahecha 2003; Echterhoff & Straub 2003, 2004). Für diesen Unterschied könnten mehrere Gründe anzuführen sein: Zum einen sind die beteiligten Wissenschaften bei den Kognitionswissenschaften (zumindest jeweils in entsprechenden Subdisziplinen) enger benachbart als diejenigen, die sich für die Erzähltheorie interessieren, so daß sich gemeinsame Interessen und eine gemeinsame Linie wohl leichter finden lassen. Zum anderen fehlen bei letzteren so weithin anerkannte und (im wahrsten Wortsinn) vielversprechende Kandidaten wie die Informatik oder die Medizin, die mit Hilfe ihrer wohlklingenden Versprechungen, zumindest wenn sie zur rechten Zeit auf offene Ohren stoßen, einen Aufschwung sicher beschleunigen und eine Institutionalisierung erleichtern. Drittens schließlich entbrannte das Interesse an Fragestellungen, die mittlerweile kognitionswissenschaftliche genannt werden würden, in Psychologie, Informatik, Linguistik, Medizin, Mathematik usw. relativ gleichzeitig, während erzähltheoretische Fragen in Linguistik, Sprachwissenschaft, Geschichte, Psychologie oder Soziologie nicht ganz so simultan an Bedeutung gewonnen.

Doch zurück zu den Erzählungen: Daß sich die Sprachwissenschaften für Erzählungen interessieren, liegt sicher nahe; etwa die volkskundliche Erzählforschung für Stoffe und Motive (vgl. z. B. Aarne 1973), die Linguistik für die Struktur (und die strukturellen Varianten!) von Erzählungen (vgl. zusammenfassend Boueke, Schüle, Böscher, Terhorst & Wolf 1995, S. 67 ff.). In den Geschichtswissenschaften sind sie von hohem Interesse, seit Hayden White (vgl. 1990, 1991, 1994) auf die Abhängigkeit des Bildes, das wir von der Vergangenheit entwerfen, von den dafür verwendeten Farben, Untergründen und vor allem Maltechniken hingewiesen hat. Gemeint ist mit dieser etwas blumigen Umschreibung, daß die Vergangenheit, die von der Historiographie jeweils produziert wird, (auch) ein Produkt der dabei zum Einsatz gebrachten (sprachlichen und textlichen) Methoden ist: Und eine prominente Textform der Bildung von Geschichte ist die Erzählung, die ein kohärentes, stimmiges,

»sinnvolles« Bild des Gewesenen und Geschehenen entwirft. Gerade diese Eigenschaft der Erzählung – daß sie die in ihr zur Sprache gebrachten Ereignisse in einen sinnhaften Verweisungszusammenhang einflieht, daß sie Sinn stiftet – ist auch in Soziologie und Psychologie Gegenstand vielfältiger Erörterung und Entfaltung geworden: bspw. in der Biographieforschung, die sich für eben jenen Verweisungszusammenhang interessiert. Die Ereignisse und Erlebnisse, die ein Erzähler zur Sprache bringt, wenn er seine Lebensgeschichte bildet, werden von ihm dabei mehr oder minder frei ausgewählt und in der Gesamtgestalt einer Erzählung positioniert: abhängig z. B. von der Situation und dem oder den Adressaten der Erzählung, vor allem aber (und auch in den Fällen, in denen dergleichen still und ohne Zuhörer geschieht) von den Interessen und Zielsetzungen, von den Bedürfnissen desjenigen, der seine Lebensgeschichte bildet, überprüft und von Fall zu Fall neu entwirft. So wird etwa in einem Bewerbungsgespräch, wo die »berufliche Biographie« des Kandidaten von Interesse ist, eine ganz andere Geschichte zu hören sein als diejenige, die derselbe Mensch einige Tage später beim Ersttermin einer Partnerschaftsberatung präsentiert. (Und verschieden sind diese Geschichten natürlich bereits da, wo sie jeweils aufrichtig und nach bestem Wissen und Gewissen, ohne Lüge, Auslassung oder Verschleierung, erzählt werden; allein durch die Auswahl unterschiedlicher Erzählbestandteile, das Stiften eines anderen Zusammenhanges.) Und noch dort, wo es scheitert, bestätigt sich, daß Erzählen Sinn stiften heißt: Wo das Leben brüchig geworden ist (z. B. nach traumatischen Erlebnissen), und Zusammenhänge fragil, da korrespondiert das i. d. R. mit strukturellen Veränderungen der lebensgeschichtlichen Erzählung, die sich immer weiter von einer idealtypischen Form entfernt (bis jemand nicht mehr erzählt, was sich nicht erzählen läßt).

Nicht zuletzt das in Rede stehende Charakteristikum der Erzählung als Form – daß sie zusammenbindet und Sinn stiftet – ist wohl verantwortlich dafür, daß sie in einer Vielzahl weiterer Kontexte Beachtung gefunden hat: z. B. im Aufweis einer »narrativen Erklärung« (vgl. Danto 1974), deren Bedeutung für das alltägliche Leben wohl kaum überschätzt werden kann; oder in der Diskussion der bedeutenden Rolle, die Erzählungen für die Weitergabe (und insofern es sich um Erzählungen der Überlieferung, der Tradition handelt, auch die Speicherung) kulturellen Wissens spielen, da sie dieses Wissen – anders als kanonisierte Kodizes – in einer Form vermitteln, die sowohl idealtypische Standards aufzeigt als auch Raum für Abweichungen eröffnet (vgl. Bruner 1990). Auf diese Weise *gleichzeitig* das Altbewährte zu perpetuieren und das Neue zu ermöglichen dürfte von essentieller Bedeutung für jede Kultur sein, die weder erstarren noch sich jeden Tag neu gründen möchte. Wahrschein-

lich läßt sich sogar die Datenerhebungsmethode »narratives Interview« mit dieser »Sinnstiftungseigenschaft« der Erzählung in Zusammenhang bringen. In die »Zugzwänge des Erzählens«, die das narrative Interview (vgl. Schütze 1977, 1982, 1983; knapp Appelsmeyer, Kochinka & Straub 1997, S. 717 f.) zu einer so effektiven und produktiven Erhebungsmethode machen, verwickeln wir uns doch auch und gerade deshalb, weil wir uns, einmal ins Erzählen geraten, *verständlich machen* wollen, uns selbst oder jemand anderem: Wir wollen die Geschichte dann auch abschließen (Gestaltschließungszwang), weswegen wir alles erzählen, was »dazugehört« (Detaillierungszwang) und den Rest weglassen (Kondensierungszwang) – und d. h. auch, ihn für eine andere Geschichte aufbewahren. Die Erzählung als Sprach- und Textform hat in einer Reihe weiterer Kontexte Aufmerksamkeit gefunden – etwa im Zusammenhang mit psychotherapeutischen Verfahren, und dort umso ausgeprägter, je wichtiger das Erzählen für die jeweilige Praxis ist (vgl. z. B. Boothe 1994, Schafer 1995). Im vorliegenden Zusammenhang können wir es jedoch bei diesen knappen Hinweisen bewenden lassen (vgl. für Themenfelder einer narrativen Psychologie Echterhoff & Straub 2003, 2004; für Hinweise auf andere Fächer Kochinka 1998b sowie die dort jeweils angeführte Literatur).

Fassen wir auch für die Erzähltheorie besonders wichtig erscheinende Punkte kurz zusammen, können wir zunächst an die Ausführungen zur Gestalt anschließen: Auch eine Erzählung ist ein Ganzes, das etwas anderes als die Summe seiner Teile (seiner Sätze, seiner Wörter) ist. »Das Ganze gewinnt seine spezifische Qualität also aus den Bestandteilen, die in es eingehen und es erst ausmachen – aber nicht etwa additiv oder indem sich die Qualitäten dieser Bestandteile sonstwie miteinander verrechnen lassen«, hatten wir oben notiert. Und weiter: »Die eingehenden Bestandteile verleihen dem Ganzen seine Qualität: durch ihre Qualitäten, vor allem aber auch durch ihren Ort im Ganzen und ihre Beziehungen zu den anderen Teilen des Ganzen und zum Ganzen selbst«. Das alles gilt für eine Erzählung nicht weniger als für die Gestalten, von denen oben die Rede war. Nicht erst neuere Überlegungen zur Struktur von Erzählungen machen deutlich, daß sich die einzelnen Bestandteile einer Erzählung gar nicht unabhängig von dieser bestimmen und identifizieren lassen, sondern erst durch ihre Relationen zu anderen Bestandteilen und zur Erzählung insgesamt (vgl. Boueke, Schüle, Bischer, Terhorst & Wolf 1995, S. 67 ff.; Kochinka 2001, S. 118 ff.). Allerdings – und dies scheint mir nun ein entscheidender Unterschied zu den oben behandelten Gestalten – werden Erzählungen weder schlagartig produziert, noch so aufgefaßt oder verstanden. Eine Erzählung ereignet sich notwendigerweise in der Zeit, »Anfang, Mittelteil und Schluß« können

niemals gleichzeitig sein.⁵ Eine Erzählung zu verfertigen benötigt Zeit (Erzählzeit), ebenso sie anzuhören – und eine Erzählung bringt nie nur einen Zeitpunkt zur Sprache, sondern immer eine Zeitspanne (erzählte Zeit). Dies läßt sich im übrigen auch mit Dantos (vgl. 1974, S. 376) Charakterisierung einer narrativen Erklärung illustrieren, die zwei Zustände, einen Anfangs- und einen Endzustand miteinander in Zusammenhang bringt: Wenn eine solche Erklärung die Sätze » x ist F in t_1 « und » x ist G in t_2 « enthält, dann behandelt sie naturgemäß ein zeitlich ausgedehntes Geschehen. Mit den oben angedeuteten Beispielen der Erzählung des beruflichen Fortkommens einerseits und der partnerschaftlichen Krise andererseits⁶ läßt sich ein weiterer wichtiger Unterschied zu Gestaltbildungsprozessen erläutern: Erzählungen ereignen sich nun eben gerade nicht »einfach so«, sie entziehen sich nicht unserem intentionalen Eingriff, sondern sind ein Produkt unserer Entscheidung und Gegenstand unserer Gestaltungskraft. Wir müssen erzählen, wenn erzählt sein soll, und wenn wir es umgekehrt sein lassen, dann stellt sich die Erzählung auch nicht von selbst ein. Und nicht nur, ob überhaupt erzählt wird oder nicht steht in unserer Macht, sondern auch *was* wir für eine Geschichte erzählen, wenn wir denn erzählen. Daß wir uns auch ins Erzählen verstricken und das Resultat mitunter anders ausfällt als erwartet oder sogar erwünscht, ändert daran nichts Prinzipielles. Erzählungen stiften Sinn, und unterschiedliche Erzählungen stiften differierenden Sinn. Gestaltbildungen ereignen sich, schlagartig – Erzählungen werden verfertigt, nach und nach.

5 Diese bereits auf Aristoteles' Poetik zurückgehende (und dort auf Tragödien bezogene) Charakterisierung läßt sich als das einfachste denkbare »Strukturmodell« der Erzählung auffassen: »Wir haben festgestellt, [...] daß die Tragödie die Nachahmung einer in sich geschlossenen und ganzen Handlung ist, die eine bestimmte Größe hat; es gibt ja auch etwas Ganzes ohne nennenswerte Größe. Ein Ganzes ist, was Anfang, Mitte und Ende hat. Ein Anfang ist, was selbst nicht mit Notwendigkeit auf etwas anderes folgt, nach dem jedoch natürlicherweise etwas anderes eintritt oder entsteht. Ein Ende ist umgekehrt, was selbst natürlicherweise auf etwas anderes folgt, und zwar notwendigerweise oder in der Regel, [...] während nach ihm nichts anderes mehr eintritt. Eine Mitte ist, was sowohl selbst auf etwas anderes folgt als auch etwas anderes nach sich zieht« (Aristoteles 1994, S. 25). So wie Aristoteles Anfang, Mitte und Ende bestimmt – nämlich nicht irgendwie inhaltlich, sondern nur durch den Verweis auf ihre Beziehungen zu den jeweils anderen Teilen – nimmt er zudem die eben angesprochenen erzähltheoretischen Modelle vorweg, die für die Bestimmung der Teile einer Erzählung ebenfalls auf deren Relationen zu anderen Teilen und der gesamten Erzählung rekurren.

6 Wobei diese chiffrenhaften Kürzel hier tatsächlich als unschuldige Beispiele firmieren und keineswegs implizieren, daß das eine etwas mit dem anderen zu tun haben soll.